

vielfach gefordert, aber kaum je eingelöst wird: die fächerübergreifende Abstimmung des Sprachenunterrichts. So bewirkte Reinhardt, übrigens ein überzeugter Anhänger altsprachlicher Bildung, „für alle Fremdsprachen prioritär die notwendige Erarbeitung von übereinstimmenden parallelen Satzlehren, um ‚einen möglichst engen Zusammenhang in der grammatischen Belehrung der verschiedenen Sprachen herzustellen, und zwar auf der Basis der allgemeinen Satzlehre für den deutschen Unterricht als ‚gemeinsame Grundlage für die Einteilung und Gliederung der Syntax‘.“ (80) Reinhardts Ansatz ist im Kern von frappierender Aktualität: „Das abgestimmte System von Satzlehren und die Produktion dazugehöriger Unterrichtswerke verdeutlicht den dezidiert didaktischen Ansatz des Frankfurter Systems, wenn die Autoren unter Berufung auf COMENIUS feststellen: ‚Die bereits gelernte Sprache muß die Richtschnur bilden für die Festsetzung der Regeln einer neuen Sprache, sodass nur die Unterscheidung zwischen dieser und jener aufgezeigt wird.“ (83) In den Jahresberichten wurde dann auf die entsprechenden Erfolge dieser Verzahnung der Fächer hingewiesen; so heißt es etwa für den Lateinunterricht (der in der Stundentafel über sagenhafte 51 Stunden verfügte): „Es hat einen besonderen und sich steigernden Reiz für diese Knaben, zu beobachten, wie fast die meisten Worte ... des Französischen und so zahlreiche Ausdrücke unserer eigenen Sprache im Lateinischen ihren Ursprung haben.“ (85) Toschs Artikel zeigt deutlich die Bedingungen für den Erfolg des Frankfurter Systems auf, die auch für unsere Zeit Gültigkeit haben: Die Fähigkeit und den Willen zu einer dauerhaften Kommunikation zwischen den Sprachfächern auf Augenhöhe auf der Basis einer gemeinsamen Bildungsidee, die wir heute mit dem Begriff der Mehrsprachigkeit verbinden könnten. Leider finden wir bei Tosch keine Hinweise zu diesem aktuellen fachdidaktischen Feld – sein Aufsatz sollte jedoch vielfältige Anregungen bieten, um das sprachenübergreifende Konzept der Mehrsprachigkeit auch historisch zu fundieren.

Abschließend seien die weiteren Autoren des Bandes und ihre Beiträge genannt: BERND ZYMEK/FRANK RAGUTT: Keine „Stunde Null“,

sondern wichtige Etappe der Bildungsexpansion – Neue empirische Befunde zur Gymnasialgeschichte Westfalens in der Mitte des 20. Jahrhunderts (113-154). – ANKE HUSCHNER: Ein Jahrhundert Schule im strukturellen Wandel – Ein Berliner Fallbeispiel (155-182). – HANNAH AHLHEIM: „Geistige Eliten“ zu „allen Zeiten“? Die Geschichte der Oberschule in Kleinmachnow im Spiegel dreier Gesellschaftssysteme (183-202). – ULRICH ERNST: Die Entwicklung der Gymnasien bzw. gymnasialen Oberstufen in Brandenburg seit 1990 (203-246). – MARKO NEUMANN/ULRICH TRAUTWEIN: Die (Rück?)Reform der gymnasialen Oberstufe – Hintergründe, Entwicklungen in den Bundesländern und empirische Befunde aus der TOSCA-Repeat-Studie (247-276). Der Band wird abgerundet durch ein Register aller Personen, die in den Beiträgen erwähnt werden (277-279) und das Autorenverzeichnis (281f.).

STEFAN KIPE, Berlin

Johann Chapoutot, Der Nationalsozialismus und die Antike, Zabern Verlag/Wissenschaftliche Buchgesellschaft, Darmstadt 2014, 500 S., EUR 49,95.

Die ideologische Instrumentalisierung Griechenlands und Roms – Johann Chapoutot analysiert die Annexion der Antike durch die nationalsozialistische Ideologie

Gilt die folgende Erkenntnis aus den Zwanziger Jahren nicht auch für die Beschäftigung mit der Antike? „Geschichte ‚lernen‘ heißt die Kräfte suchen und finden, die als Ursachen zu jenen Wirkungen führen, die wir dann als geschichtliche Ereignisse vor unseren Augen sehen.“ Die Suche nach den Ursachen hat beim Blick auf die Antike allerdings eine besondere Virulenz, denn hier geht es nicht um irgendeine Ursache, die wiederum selbst bereits Wirkung einer anderen ist, sondern um den Ursprung schlechthin, mithin also um eine Gründungserzählung im Dienste dessen, was die Identität eines Volkes oder einer Gruppe ausmache – zumindest im Wunsdenken derer, die sich eine klar umrissene Autochthonie im Sinne von Tacitus' Charakterisierung der Germanen als ‚*propria et sincera gens sui similis*‘ erhoffen. So illusionär sich diese exklusive und damit gegenüber dem Fremden ablehnende Herkunft erwiesen hat, so sehr wurde dieses

Wunschdenken zum Leitmotiv der Beschäftigung mit der Antike in Deutschland während der zwölf Jahre des tausendjährigen Reichs. JOHANN CHAPOUTOT, Historiker an der Universität Grenoble, rückte diese Beschäftigung ins Zentrum seiner Dissertation, die nun auch auf Deutsch unter dem Titel „Der Nationalsozialismus und die Antike“ erschienen ist.

Soviel sei vorweg gesagt: Eine derart systematische Studie zu diesem Thema fehlte bisher. Natürlich wusste und weiß man, dass sich viele klassische Philologen – wie so viele Vertreter anderer akademischer Disziplinen – ohne Not der nationalsozialistischen Ideologie andienten, ja bisweilen auch anbieterten. Und dass bis dato humanistische Bildungsideale gleichsam über Nacht zu kruden Herrenmenschenbildern mutierten, gehört zu den dunklen und durch diverse Untersuchungen¹ inzwischen ausgeleuchteten Bereichen der Altertumswissenschaften. Vielleicht bedurfte es des Blicks von außen, nämlich aus Frankreich, um das Verhältnis des Nationalsozialismus zur Antike – oder besser: die Prägung der nationalsozialistischen Ideologie durch seine spezifische Aneignung der Antike – einer umfassenden Untersuchung zu unterziehen. Natürlich sind Begriffe wie ‚Nationalsozialismus‘ und ‚Antike‘ zunächst plakativ, vor allem aber sind sie so vielschichtig, dass eine Gegenüberstellung entweder ins Klischee verfällt – oder aber diese Schichten vorsichtig und mit Bedacht differenzieren und analysieren muss. Genau dies geschieht in Johann Chapoutots Studie, die – so der Autor – durch ein Erstaunen ausgelöst worden ist: Staunen über einige der vielen skurrilen Absurditäten, mit denen sich die Ideologen und Propagandisten im Kielwasser eines ALFRED ROSENBERG ihre Weltsicht zusammenbastelten: Die Griechen ein „nordisches Volk“, die „Rasse-Einheit“ zwischen Griechen, Römern und Germanen und überhaupt: die Germanen als Vorfahren der Deutschen des Jahres 1933.

In der Tat muss die dreiste und offensichtliche Geschichtsklitterung erstaunen, die sich ja nicht auf die hypostasierte direkte Genealogie von den Germanen unter ARMINIUS zu den Deutschen des 19. Jahrhunderts und schließlich unter HITLER beschränkte – eine Genealogie, die

bereits MANFRED FUHRMANN² und zuletzt CHRISTOPHER KREBS³ als Ideologem des deutschen Nationalismus entlarvt hat. Chapoutot geht es vielmehr darum zu zeigen, dass nicht nur Tacitus' *Germania* in den Dienst totalitärer Propaganda gestellt wurde, sondern die gesamte griechische und römische Antike; und dass man aus ihr nicht lediglich willkürlich herausfilterte, was in das eigene Weltbild passte, sondern die man *in toto* umdeutete zum Vorläufer, ja zur Matrix des ‚Dritten Reichs‘. So erklären sich die drei Hauptteile, in die sich die Studie Chapoutots gliedert: Geht es im Ersten Teil um „Die Annexion der Antike“, so steht der Zweite Teil unter der Überschrift „Die Nachahmung der Antike“, woraus sich – quasi als Synthese – der Dritte Teil „Nachhall der Antike“ ergibt, in dem es um Analogien des Untergangs geht: So wie der christliche Obskurantismus die antike Klarheit verdrängt und der Jude PAULUS die Subversion des Reiches betrieben habe, so erklärte sich in den Augen der nationalsozialistischen Ideologen auch der Untergang des ‚Dritten Reichs‘. Chapoutot gelingt es überzeugend zu zeigen, wie das ideologische Amalgam der nationalsozialistischen Propaganda Versatzstücke aus dem Sprechen über die Zerstörung Karthagos mit dem Heldentum LEONIDAS' („Von den Thermopylen bis Stalingrad“) vermengte und sich nicht scheute, die Sprache der Apokalyptik und der Eschatologie zu bemühen, um auch noch das schaurig-jämmerliche Ende des ‚Dritten Reichs‘ als Manifestation des „Sterbens der Kulturen“ auszugeben und so in die Reihe der Griechen und Römer zu stellen.

Zu Recht macht Johann Chapoutot darauf aufmerksam, dass sich die Aneignung der Antike im nationalsozialistischen Wunschdenken auf den ersten Blick in die Antike-Rezeption seit der Renaissance einreihet, welche sich nicht nur im deutschsprachigen Raum, sondern im Italien des 16. Jahrhunderts und vor allem im Kontext der ‚*Querelle des Anciens et des Modernes*‘ im Frankreich des 17. Jahrhunderts beobachten lässt. Allerdings irritiert den Leser die Reihenfolge der ersten beiden Teile der Studie, suggeriert doch das an den Beginn platzierte Kapitel über die Annexion der Antike, dass der Akt der Annexion die genuin deutsche Variante des Umgangs mit der Antike darstelle – zumal die deutsche Grie-

chenlandbegeisterung des 18. Jahrhunderts als Folge von WINCKELMANN'S Gedanken über die Nachahmung der Griechischen Werke unter dem Rubrum ‚Annexion‘ und nicht – wie zu erwarten – als Teil der Nachahmung der Antike dargestellt wird. Dies erstaunt um so mehr, als die von Winckelmann formulierte dialektische Beziehung zur Antike („Der einzige Weg für uns, groß, ja, wenn es möglich ist, unnachahmlich zu werden, ist die Nachahmung der Alten.“) ja keineswegs eine typisch deutsche ist, sondern gerade in den französischen Debatten des frühen 18. Jahrhunderts zwischen ‚germanisme‘ und ‚romanisme‘ quasi vorformuliert wurde: CLAUDE NICOLET hat in seinem Buch über die Genese der modernen französischen Nationalidentität⁴ gezeigt, dass die Legitimität der französischen Monarchie von den einen auf „die Germanen“, von anderen auf das römische Erbe zurückgeführt wurde – ein Gegensatz, der sich ab 1789 auf die Legitimierung der französischen Republik übertrug und dessen Konfliktlinien sich sehr deutlich in einer der wichtigsten Reden der Revolution – nämlich in der Frage des Abbé SIEYÈS nach der Bedeutung des Dritten Standes – nachzeichnen lässt.

Johann Chapoutot bezeichnet Trennungslinien zwischen deutscher und französischer Geschichtsschreibung („Bezeichnenderweise sprechen die deutschen Historiker nicht wie ihre französischen Kollegen von ‚großen Invasionen‘, sondern von ‚Völkerwanderungen‘. Der Terminus Invasion beinhaltet eine feindselige Note.“ S. 77), die jedoch in den innerfranzösischen Debatten um Legitimität und Identität genauso zu beobachten sind.⁵ Hier wie an zahlreichen anderen Beispielen zeigt sich ein blinder Fleck, der immer wieder in Chapoutots ganz zweifellos verdienstvoller Studie auftaucht: Dem Leser wird suggeriert, dass die deutsche Aneignung der griechischen und römischen Antike seit Winckelmann und der deutschen Klassik zwangsläufig auf den monumentalen Größenwahn der Nazis hinauslaufen musste, weil sie letztlich Kompensation eines „kulturellen Minderwertigkeitskomplexes“ gewesen sei. Natürlich muss man sich die Frage stellen, warum die Antike-Rezeption in Deutschland zu dem von Chapoutot zurecht festgestellten Monumentalismus geführt hat und warum die deutsche

Altertumswissenschaft sich so willig in die Arme der Ideologen geworfen hat – mit anderen Worten: Warum es in Deutschland, anders als in anderen Ländern, zu einer derart ideologieladenen Instrumentalisierung der Antike hat kommen können. Womöglich lag dies daran, dass es den Deutschen des 19. Jahrhunderts im Gegensatz zu ihren französischen Nachbarn oder der jungen amerikanischen Nation an einer positiven nationalen ‚Meistererzählung‘ mangelte – sicherlich aber nicht daran, dass es eine direkte Linie „Von der deutschen Griechenlandbegeisterung zur germanisch-griechischen Rassenverwandtschaft“ gebe (vgl. das gleichnamige Kapitel S. 148ff.).

Ein paar Anmerkungen zur deutschen Version von *Le nazisme et l'Antiquité*: Das französische Wortspiel „L'Homme descend du songe“ ist mit „Erträumte Phylogenese“ (S. 58) eher sperrig übersetzt, aber jede Übersetzung hat ihre Tücken – gerade wenn es um ideologisch befrachtete Begriffe geht: Wörter wie ‚Aufordnung‘ (als Übersetzung von ‚nordicisation‘) lassen sich heute sicherlich nicht ohne distanzierende Anführungszeichen verwenden, und dies gilt zweifellos auch für eine Wendung wie „Reinigung der Rassensubstanz“. Aus gutem Grund⁶ spricht man übrigens im deutschen Kontext von Gräzisten und nicht von „Althellenisten“. Umgekehrt tut sich Johann Chapoutot – verständlicherweise – schwer damit, das deutsche Wort ‚völkisch‘ zu übersetzen: Das französische ‚raciste‘ ist problematisch, impliziert es doch (je nach historischem Kontext) eine ganz andere Konnotation.

Sieht man jedoch von diesen Details ab ebenso wie von der suggerierten direkten Linie aus dem Denken Winckelmanns zur Annexion der Antike durch Alfred Rosenberg und andere NS-Ideologen, so wird man Chapoutots Buch mit großem Gewinn lesen: Zum einen erinnert er daran, dass in der deterministischen Logik der nationalsozialistischen Rede von ‚gemeinsamer Rassensubstanz‘ „das Geistige aus dem Körperlichen, das Kulturelle aus dem Biologischen hervor[geht]“ (S. 40) und unterstreicht somit die verstörende Modernität dieser überwunden geglaubten Doktrin. Darüber hinaus zeigt sich immer wieder die analytische Schärfe Chapoutots, insbesondere im Kapitel II („Rassischer Staat und ganzheitliche

Gesellschaft: Platon als Philosophen-Herrscher oder: Das „Dritte Reich“ als zweites Sparta) des Zweiten Teils, wo er zeigt, wie PLATONS *Politeia* zur Vorläuferin des nationalsozialistischen Staates stilisiert wird und das griechische Amphitheater zur Matrix der Darstellung einer „ganzheitlichen Volksgemeinschaft“. Natürlich liest man dies alles nicht ohne eine gewisse Bitternis: Mussten Historiker wie HELMUT BERVE von „an Gehorchen gewöhnte[n] und zum Befehlen berufene[n] Herrenmenschen“ faseln? Musste der Freiburger Gräzist HANS BOGNER „die Urverwandtschaft von Deutschen und Griechheit“ preisen, die zur „Aufzucht von Menschen“ im „erneuerten Deutschland“ führe? War es das, was aus der griechisch-römischen Geschichte zu lernen war? Johann Chapoutots Buch ist vor allem eine akribische Dokumentation des Kottaus einer ganzen akademischen Disziplin vor dem triumphierenden Zeitgeist der frühen Dreißiger Jahre, dem nichts zu abwegig war, um einen Bogen von Sparta über das Römische ins Tausendjährige Reich zu schlagen und dies als „Geschichte ‚lernen‘ [sic!]“ zu bezeichnen – die eingangs angeführte Passage stammt übrigens aus HITLERS „Mein Kampf“ und wird von Johann Chapoutot (im Kapitel ‚*Historia magistra vitae*: Hitler und die Geschichte‘; S. 112ff.) zurecht als Beleg für die Gleichzeitigkeit biederer Merksätze und hemmungsloser Instrumentalisierung der Antike durch den Nationalsozialismus zitiert.

Anmerkungen:

- 1) vgl. beispielsweise Stefan Kipf, Von der Wesensverwandtschaft zur gemeinsamen Rasse – die Transformation des des neuhumanistischen Griechenbildes im altsprachlichen Unterricht der Nazi-Zeit; Richard Pohle, Durch die Griechen zu uns selbst zurück – Konstruktionen nationaler Identität im Spiegel von Verwandtschaftsmythos und Griechen-Römer-Antithese.
- 2) Manfred Fuhrmann, ‚Die Germania des Tacitus und das deutsche Nationalbewußtsein, in: ders., Brechungen. Wirkungsgeschichtliche Studien zur antik-europäischen Bildungstradition, Stuttgart 1982, S. 113-128.
- 3) Christopher B. Krebs, Ein gefährliches Buch. Die »Germania« des Tacitus und die Erfindung der Deutschen, München 2012.

- 4) Claude Nicolet, *La fabrique d’une nation. La France entre Rome et les Germains*, Paris 2003; vgl. hier besonders das Kapitel 3 ‚Origines du germanisme et du romanisme (Fréret, Vertot, Boulainvilliers, Dubos)‘.
- 5) „Pour les uns (les «germanistes»), il y eut une vraie conquête militaire sur les armées et les populations romaines [...] Pour les autres (les «romanistes») au contraire, les guerriers francs, leurs rois et leurs généraux n’étaient intervenus en Gaule, avant même le règne de Clovis, qu’avec l’accord et à la demande du pouvoir romain“. Claude Nicolet, a. a. O. S. 58.
- 6) vgl. Hans-Joachim Schalles, *Der Pergamonaltar. Zwischen Bewertung und Verwertbarkeit*, Frankfurt/Main 1986, S. 11-13.

CLEMENS KLÜNEMANN, Bretzfeld

Karl-Josef Kuschel: Walter Jens. Literat und Protestant. 2., aktualisierte Auflage Düsseldorf 2013: Attempto Verlag, 247 S. EUR 24,99.

Der Gräzist, Literaturwissenschaftler, Rhetoriker WALTER JENS, um hier nur einige seiner Arbeitsbereiche zu nennen, hat vielfältige Würdigung erfahren, zuletzt in FC 2/2013, 152ff.; zum begnadeten Redner und Rhetoriklehrer (der eigens für Jens geschaffene Tübinger Rhetorik-Lehrstuhl war der erste in Deutschland überhaupt) s. Sächs. Akad. d. Wiss., Arbeitsblätter 6, 1999, 35ff. Das neueste Buch über ihn wird hier wenigstens kurz vorgestellt, da in ihm mehrfach auch von Antikem und von Antikerezeption die Rede ist. Ich wies schon einmal darauf hin: Jens’ Vielseitigkeit führte dazu, dass der ältere, bis 1973 reichende Katalog der Deutschen Bücherei Leipzig einen Literaturwissenschaftler und einen Theologen Walter Jens unterschied; erst ab 1974 traute man alles, was Jens geschrieben hat, einem einzigen Autor zu. KARL-JOSEF-KUSCHEL, Professor an der Katholisch-Theologischen Fakultät der Universität Tübingen, lehrt dort Theologie der Kultur und des interreligiösen Dialogs; er gehört zu den Theologen, mit denen Jens kontinuierlich zusammenarbeitete, so wie mit HANS KÜNG, ebenfalls Theologie-Professor an der Universität Tübingen. (Gemeinsam mit Küng publizierte Jens z. B. „Dichtung und Religion“, 1985; zu Kuschels Buch „Jesus in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur“ [1978 u. ö.] schrieb Jens das Vorwort.)